

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 33 (1946)
Heft: 13

Artikel: Schule und Genie
Autor: H.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ja der «Müssiggang aller Laster Anfang», dieser Feind Nr. 1 der Menschheit, endlich überwunden. Die Horizonte weiten sich, neue Perspektiven tun sich auf.

Sind wir so weit? Oder ist es etwas ganz anderes, was sich ereignet hat? Etwas, wogegen wir endlich protestieren müssen? Ja, die fröhliche Faulheit ist verschwunden aus unserer Welt. Wenn sie trotzdem auf manchen Schulbänken noch ein verborgenes Dasein fristet, dann ist sie dort und dort allein anzutreffen; man müsste sie fast prämiieren. Denn kaum ist der Faulpelz aus dem Schulzimmer heraus, so gehört er zu jenen motorischen Typen, die den «Betrieb» über alles schätzen. Der Mensch hat heute gar keine Zeit mehr für den Müssiggang. Wer einen Wagen besitzt, hat keine ruhige Stunde, schliesslich ist das Auto nicht da, um in der Garage zu stehen. Man erspart enorm viel Zeit mit den heutigen Transportmitteln, und wir stehen erst am Anfang der Schnelligkeitsentwicklung. Genf—Zürich in 18 Minuten ist eine kleine Probe für das, was wir vielleicht noch erleben können, bestimmt aber unsere Jugend im Grossen erleben wird.

Was aber geschieht mit der gewonnenen Zeit? Wird sie benützt, um seelisch-geistig Mensch zu sein? Um ein trautes Familienleben zu pflegen, um die zentralen Daseinsfragen zu überdenken? Früher, als man noch 10 und 12 Stunden arbeitete, waren die Menschen weniger müde, weniger abgenützt und erholungsbedürftig. Die Nervenärzte waren nicht so zahlreich. Von Depressionen und eretischen Zuständen brauchte man wenig zu fürchten. Ja, was geschieht mit der «freien» Zeit? Es ist wahr, manche bildungshungrige Menschen besuchen in den Abendstunden Fortbildungskurse. Volkshochschulen bereichern das geistige Leben. Aber im ganzen genommen ist der Prozentsatz der Besucher solcher Veran-

staltungen recht bescheiden. Dagegen können wir als sicher voraussagen, dass die Einführung des Sechsstunden-Tages für die grossen Betriebe eine Folge hätte: man müsste die Zahl der Kinos, der Dancings, der Bars und Tea-Rooms, der Strandbäder und Fussballplätze verdoppeln. Die Nervosität der heutigen Menschen aber würde ebenfalls verdoppelt. Seelische Zusammenbrüche und schizoide Erscheinungen würden rapid anwachsen. Denn nun müsste in sechs Stunden das geleistet werden, was früher in acht oder zehn Stunden erreicht wurde, und wenn möglich mehr als das.

Blaise Pascal, der die ungeheure Vielgeschäftigkeit unserer Zeit nicht erlebt hat, schrieb in seinem noch gemächlicheren Jahrhundert: «Es ist die unleidlichste Strafe für die Seele, wenn sie nie sich leben und an sich denken soll. Daher sorgt sie beständig dafür, wie sie sich selbst vergessen könne, indem sie sich mit lauter Dingen abgibt, die jenen Selbst-Gedanken nicht zulassen. Und hierin liegt die Hauptursache aller tumultuarischen Geschäftigkeit.»

Heute aber braucht es eine Revolution, um wieder Feiertage der Seele und des Geistes einzuführen. Wir brauchen wieder Menschen, die erhaben lächeln können über das Getriebe und die Wichtigtuerei unseres Kultur-Wettrennens. Menschen, die in einer grünen Wiese sich behaglich strecken und den weissen Wolken am blauen Himmel nachgehen. Um solchen Müssiggang ertragen zu können, muss man, wie ein moderner Schriftsteller sagt, ein «Kapitalist an Innerlichkeit sein.» Man muss höhere Welten kennen, um den Vorwurf der Trägheit wie einen Lobeshymnus aufnehmen zu können. Man muss den seelisch-geistigen Gewinn des «dolce far niente» selbst wieder spüren lernen, damit man die «Trägheit» in den hohen Rang der heiligen Tugenden versetzen kann.

Zürich.

Dr. Rudin.

Schule und Genie

Es ist bekanntlich ein weitverbreiteter Spruch, dass geniale Männer in der Regel schlechte Schüler gewesen sind. Der Spruch ist aber nach-

gewiesenermassen so falsch wie verbreitet. Diese Behauptung weiter auszuführen, ist nicht die Absicht der folgenden Darlegungen. Es sei

zur Einleitung unserer Besprechung nur auf die paar allernächstliegenden Beispiele hingewiesen. Lessing ist bekanntlich aus der Meissner Fürstenschule vorzeitig entlassen worden, nicht weil er zu dumm, sondern weil er zu gescheit war. «Die Lektionen, die andern zu schwer sind, sind ihm zu leicht; er ist ein Pferd, das doppeltes Futter braucht», sagten seine Lehrer von ihm. Goethe ist mit dem Privatunterricht seines Vaters und einiger Bekannter gut gefahren. Und auch Schiller ist immerhin in den Unterrichtsfächern ein durchaus fähiger Schüler gewesen, obwohl er die pädagogische Tätigkeit des Herzogs Karl Eugen von Württemberg in der Militärakademie als «den gegenwärtig herrschenden Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen» bezeichnet hat, und als «die berühmte Raserei, Menschen zu dreheln, und es Deukalion gleich zu tun, mit dem Unterschied freilich, dass man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen». Diese Beispiele liessen sich ver-hundertfachen, ohne der Geschichte irgendwelchen Zwang anzutun.

Heute soll auf all das nicht eingegangen werden. Dagegen möchten wir einmal die Gelegenheit benützen, einen wirklich hervorragenden Ausnahmefall etwas näher zu betrachten und daraus vielleicht einige allgemeine Folgerungen zu ziehen.

Der hauptsächlichste Erringer des Sieges im zweiten Weltkrieg, Winston Churchill, war nämlich ein aussergewöhnlich schlechter Schüler. Dass er trotzdem eine der genialsten Gestalten der Weltgeschichte ist, ist eine unbezweifelte Wahrheit. Es lohnt sich daher, auf diesen heute besonders aktuellen Sonderfall der Frage «Genie und Schule» einen Blick zu werfen. Die Betrachtung des Verhältnisses Churchills zur Schule ist umso wertvoller, als Churchill selbst seine Schulzeit in seinen Lebenserinnerungen ziemlich eingehend beschreibt und würdigt.

Um die Schroffheit des Kontrastes zwischen dieser Schulzeit und diesem Leben voll erfassen zu können, braucht es nichts als eine kurze Zusammenstellung beider.

Churchill besuchte verschiedene Schulen, zuletzt die berühmte Public School Harrow. In der ersten, der St. James Schule, wird er krank, da er die dortige Schumatmosphäre nicht ertragen kann. Nach einem kurzen Wechsel der Unterschule wird er in Harrow nach einer äusserst knapp geratenen Prüfung aufgenommen. Nachdem er viereinhalb Jahre auf der untersten Stufe verblieben war, versuchte er, die Aufnahmeprüfung für die Kavallerieschule in Sandhurst zu bestehen. Nach zwei missglückten Anläufen wurde er aus Harrow als hoffnungsloser Fall entlassen. Er gab es aber trotzdem nicht auf, sondern wandte sich an einen «Crammer», Einpauker. Nach einem halben Jahr sass er wieder im dritten und letztmöglichen Sandhurstexamen. Er bestand es diesmal, weil er eine der entscheidenden Prüfungsfragen wenige Tage vorher behandelt hatte und deshalb die ganze Darstellung auswendig wusste. Und nach anderthalb Jahren militärischer Vorbereitungen trat nun der junge Winston ins Leben. — Der Bericht, den später, im Jahre 1930, der Mann Churchill über diese Schuljahre von St. James bis Harrow in seinen Lebenserinnerungen gibt, lautet: «Wenn ich auf diese Jahre zurückblicke, so sehe ich nicht nur die am wenigsten angenehme, sondern die einzige gedrückte und unglückliche Periode meines Lebens. Ich war glücklich als Kind, mit meinen Spielzeugen, in meiner Kinderstube. Ich bin glücklicher gewesen jedes Jahr, seit ich ein Mann wurde. Aber diese Zwischenstrecke der Schuljahre macht einen dunklen, grauen Fleck auf dem Blatt meines Lebens. Es war eine endlose Reihe von Kümernissen, die damals nicht kleinlich schienen und durch keine fruchttragenden Anstrengungen aufgeheitert wurden,

«Mein Freund» 1947 ist erschienen! Eine neue Glanzleistung!

eine Zeit der Unlust, der Hemmungen und einer ziellosen Eintönigkeit.»

Aber nachdem der junge Churchill als zwanzigjähriger Jüngling ins Leben getreten war, geschah wie durch eine ungeheure Explosion eine der staunenswertesten Wandlungen der Geschichte. Eine Uebersicht über das der Schulzeit folgende halbe Jahrzehnt zeigt diese Wandlung aufs nachdrücklichste. In diesen fünf Jahren hat der Jüngling Churchill vier Feldzüge mitgemacht, in Cuba, in Indien, in Südafrika (wo er in Gefangenschaft der Buren geriet, sich durch einen überaus kühnen Streich befreite und in abenteuerlicher Flucht wochenlang Südafrika durchirrte und schliesslich sich auf englisches Gebiet in Sicherheit brachte) und im Sudan in den Kämpfen gegen die Derwische. Ferner hat er zwei Bücher geschrieben, die jubelndem Beifall und grimmigem Aerger begegneten, da sie in glänzendem Stil sehr treffende Kritiken der Liederlichkeiten in der Kriegsleitung gewisser hoher Offiziere enthielten. Aus Freude über den Beifall schrieb er in der gleichen Zeit noch eine Novelle. In seinen Jugenderinnerungen sagt er zu diesem Beifall: «Der Leser muss sich erinnern, dass ich nie vorher gelobt worden war. Die einzigen Bemerkungen, die bis jetzt über meine Arbeiten in der Schule gemacht worden waren, lauteten: «Nichtssagend», «ungeschickt», «schlecht», «sehr schlecht», etc. Und nun kam die grosse Welt mit ihren führenden literarischen Zeitungen und schrieben ganze Kolonnen von Lob. Ich müsste jetzt noch erröten, wenn ich all die glühenden Ausdrücke niederschreiben würde, mit denen sie meinen «Styl» priesen.» Sogar der Prinz of Wales sandte ihm einen Gratulationsbrief, in dem er u. a. schrieb: «... Ich habe Ihr Buch mit allergrösstem Interesse gelesen und ich finde die Beschreibungen und die Sprache ausgezeichnet. Jedermann liest es, und ich habe nur mit hohem Lob davon sprechen hören. ...»

Kaum hatte er seine vier Feldzüge und seine drei Bücher beendet, so trat er, kaum fünfundzwanzigjährig, als Kandidat für das Parlament

auf. Er kandidierte als Vertreter der konservativen Partei in einem bisher liberal gesinnten Wahlkreis und riss durch seine glänzende Beredsamkeit einige hundert Wähler von der liberalen Partei auf seine Seite, so dass der Wahlkreis für die Konservativen erobert wurde. Hierauf zog er wochenlang als Wahlredner durch das ganze Land, wobei er öfters vor vieltausendköpfigen Versammlungen redete, und trug wesentlich zum überwältigenden konservativen Sieg bei. Nun starb sein Vater und hinterliess ihm ein Vermögen von Null zu Null. Da aber die Parlamentstätigkeit Geld kostete, so musste eben Geld her. Wie machte das der junge Churchill, der hoffnungslose Schulfall? Ganz einfach. Er arrangierte eine Vortragstournee durch England, Kanada und die Vereinigten Staaten. Er hatte damit, nachdem er drei Monate hindurch am Tage gereist war und seine Vorträge präpariert und am Abend eine, manchmal zwei Reden gehalten hatte, einen so durchschlagenden Erfolg, dass ihm am Ende der Tournee ein Vermögen von 10 000 Pfund, also eine Viertelmillion Franken, zur Verfügung standen. Nun trat er ins Staatsleben ein, wo er, ob im Amt oder nicht, immerwährend in den vordersten Reihen stand.

Es ist völlig überflüssig, über die weitere Lebensarbeit des «schlechten Schülers» Churchill eingehender zu berichten. Jedermann kennt sein Lebenswerk, oder besser: seine Lebenswerke. Es sei nur wenigstens darauf hingewiesen, dass seine parlamentarische und seine Regierungstätigkeit bei weitem nicht seine ganze Leistung darstellen. Denn Churchill ist nicht nur einer der grössten Staatsmänner aller Zeiten, sondern er ist auch einer der hervorragendsten englischen Prosaschriftsteller. Er hat neben seinen über dreitausend Reden, von denen viele wahre rhetorische Meisterwerke darstellen, noch gegen 30 Bände militärischer, politischer und historischer Prosa geschrieben, die nicht anders denn als Perlen der englischen Literatur bezeichnet werden können.

Wir sehen also unzweifelhaft: Churchill ist eines der ganz grossen Beispiele schroffsten Gegen-

satzes zwischen Schule und Leben. Es bleibt nun nur zu versuchen, an diesem allertypischen Beispiele herauszufinden, ob überhaupt irgendwelche gesetzmässige Schlüsse oder irgendwelche allgemeingültige Zusammenhänge zwischen Schulversagen und Lebenserfolg bestehen.

Und da erhebt sich zunächst die alte Frage: Wer ist schuld? Die Schule oder der Schüler? Churchill selbst, der den damaligen Schulbetrieb, besonders die Unterschule, z. T. sehr scharf kritisiert, aber auch sehr drastische Vorschläge an die Adresse der oberen Schulen macht, schreibt als zusammenfassende Schlussbeurteilung der «Schuldfrage», zwanzig Jahre nach Schulaustritt: «Diese pessimistischen Gedankengänge dürfen mich aber nicht dazu verleiten, den Charakter meiner Schultage zu übertreiben. Harrow war eine sehr gute Schule, und die Lehrer standen persönlich auf hoher Stufe. Die meisten Schüler waren sehr glücklich, und manche fanden in ihren Klassenzimmern und auf den Spielplätzen die grösste Auszeichnung, die sie je im Leben kennen lernten. Ich kann nur die Tatsache feststellen, dass, ohne Zweifel durch mein eigenes Unvermögen, ich eine Ausnahme war.»

Selbstverständlich ist mit dieser Feststellung die Frage der Schuld keineswegs abgeklärt, weder am Versagen des Schülers Churchill oder der Schule der damaligen Zeit, noch an den immerhin nicht seltenen Schulmisserfolgen grosser Männer früherer und auch neuerer Zeiten. Es drängen sich immer noch verschiedene Fragen auf. Zum Beispiel:

1. Hat diese überaus ungewöhnliche geistige Entfaltung sich erst nach dem Schulaustritt eingestellt oder hatte sie schon in der Schule begonnen? 2. Wenn sie schon in der Schule vorhanden war, ist sie in der Schule unbemerkt geblieben? 3. Ist sie in der Schule bemerkt worden, sind aber keine entsprechenden Folgerungen aus der Erkenntnis gezogen worden?

Die erste Frage erledigt sich wohl von selbst. Es ist zweifellos völlig ausgeschlossen, dass ein menschlicher Geist während zwanzig Jahren

eine absolute Null bleibt und sich dann urplötzlich in derart überwältigender Weise zur Geltung bringt, wie es im Fall Churchill geschehen ist. Diese Erklärung kann also wohl ausser Betracht gelassen werden. Es bleibt also noch zu untersuchen, ob wirklich die Fähigkeiten des Schülers Winston Churchill nie irgendwelche besondere Aufmerksamkeit bei der Lehrerschaft oder bei der Schulleitung erregt haben. Darüber gibt uns nun wiederum eine Episode unzweifelhaften Aufschluss, die Churchill in seinem überaus interessanten Buche «My Early Life» wie folgt erzählt: «Mit dem Latein fand ich schliesslich einen Modus vivendi. Ich schloss ein Bündnis mit einem Knaben einer oberen Klasse. Er war sehr gescheit und konnte Latein so leicht lesen wie Englisch. Cäsar, Ovid, Virgil, Horaz und sogar Martials Epigramme waren völlig eins für ihn. Meine tägliche Aufgabe bestand in der Uebersetzung von zehn bis fünfzehn Linien. Um diese zu entziffern, brauchte ich eine bis anderthalb Stunden, und dann war gewöhnlich alles falsch. Aber mein Freund konnte es mir in fünf Minuten Wort für Wort zusammenstellen, und wenn ich die Sätze vor Augen sah, konnte ich sie zuverlässig auswendig lernen. Mein älterer Freund seinerseits war ebenso in Verlegenheit mit den englischen Aufsätzen, die er regelmässig abzuliefern hatte, wie ich mit den lateinischen Worträtseln. So kamen wir überein, dass er mir meine lateinischen Uebersetzungen verfasste und ich ihm seine englischen Aufsätze machte. Das Uebereinkommen wirkte ausgezeichnet. Der Lateinlehrer schien ganz befriedigt von meiner Arbeit, und ich hatte mehr freie Zeit für mich. Dafür hatte ich ungefähr jede Woche einen englischen Aufsatz für meinen Freund zu liefern. Ich spazierte dazu im Zimmer auf und ab, diktierend — gerade so, wie ich es jetzt mache —, und er sass in einer Ecke und steno-graphierte mein Diktat. Kurze Zeit ging dies reibungslos vonstatten. Aber dann wurden wir beinahe vom Schicksal erfasst. Der Schulvorsteher liess meinen Freund zu sich kommen, rühmte seine Arbeit und begann auf seine Ar-

beit einzugehen. Trotz einer Reihe verblüffend nichtssagender Antworten setzte er die Diskussion einige Zeit fort, was zu verwirrender De-route meines Freundes führte. Schliesslich aber liess er ihn ziehen mit der Bemerkung: «Du scheinst in der schriftlichen Arbeit besser als in der mündlichen zu sein.» Mein Freund kam zu mir in der Verfassung eines Mannes, der knapp einer Lebensgefahr entwischt ist. Und ich war in aller Zukunft sehr darauf bedacht, mit meinen Aufsätzen im gehörigen Geleise zu bleiben.» Aus diesem Geschichtchen geht klar hervor, dass Churchills Aufsätze etwas Besonderes waren und auch als solches bemerkt wurden. Zum gleichen Schlusse weist auch seine Aufnahme in die Schule von Harrow hin, die auf Grund verschiedener besonderer Beobachtungen erfolgte, trotzdem aus der schriftlichen Lateinprüfung nichts hervorgegangen war als ein leeres Blatt mit einer Nummer 1, einem Tintenlecks und einem Schmutzflecken. Und als sich der Jüngling nach einer hoffnungslosen Schulzeit vom Headmaster verabschiedete, sagte ihm dieser, er sei völlig überzeugt, dass er seinen Weg im Leben machen werde. Wir sehen, es besteht also keinerlei Grund, anzunehmen, dass Churchills Fähigkeiten in der Schule vollkommen unerkannt geblieben sind.

Es bleibt also nur eine Erklärung. Eine Erklärung, die wohl nicht nur für damals, sondern ebenso für jetzt, nicht nur für die englischen Schulen, sondern auch für unsere und sicher, wenigstens einstweilen noch, für alle Schulen der Welt, wenn auch für die einen mehr, für die andern weniger, volle Geltung hat. Die schablonenhafte Routine der Schulen ist in der Regel nicht imstande, eine nicht in den normalen Rahmen passende Geistesverfassung zu erfassen und wesensgemäss zu entwickeln.

Es würde den Raum dieser Betrachtung überschreiten, wenn wir nun untersuchen wollten, durch welche Massnahmen dieser allerwichtigsten Lücke in unserer gesamten Pädagogik irgendwie, ganz oder teilweise, abgeholfen werden könnte. Dies muss einem andern

Aufsatz vorbehalten bleiben. Aber einige kurze Hinweise dürfen doch nicht unterlassen werden. Hinweise auf zwar längst Bekanntes, aber selten Geübtes.

Der Hinweis soll sich auf die beiden Fragen erstrecken: Wie kann vorhandenes, aber verdecktes Genie oder irgendwelche versteckte Intelligenz am ehesten erkannt werden? Und: Wie können solche Fähigkeiten innerhalb unseres Schulbetriebes erfasst und entwickelt werden?

Wir möchten, da wir in dieser Besprechung von einem gegenwärtigen Faktum, dem Schulversagen des Genies Churchill ausgehen, nochmals diesen hören. Churchill macht zur Aufspürung der Intelligenz folgenden Vorschlag: «In jeder Schule sollten öfters der Stufe angepasste Vorträge gehalten werden. Und nachher müssten alle Schüler angehalten werden, an die Arbeit zu gehen und alles aufzuschreiben, erstens, was sie behalten konnten, und zweitens, was sie darüber denken. Dann würden die Lehrer bald herausfinden, wer die Dinge und die Ereignisse erfasst hat, wie sie gegeben worden sind, und wer sie zu Neuem verarbeiten konnte, und wer stumpf blieb, und die Schüler wären bald erkannt als das, was sie sind.» Die Beurteilung der ganzen oder teilweisen Wirksamkeit und der Möglichkeiten der Verwendung dieses Rezeptes muss dem Leser überlassen bleiben. Aber darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, dass eines der wesentlichsten Mittel zur Erkennung entwickelter oder auch nur keimender Intelligenz der Aufsatz ist. Natürlich zeigt sich die jugendliche Intelligenz auf sehr verschiedene Weise; aber dass der Aufsatz eine der wesentlichsten Möglichkeiten der Beurteilung allgemeiner Intelligenz bietet, kann wohl kaum bestritten werden.

Wenn nun aber, auf welchem Wege es auch sei, Fähigkeiten, die sich nicht ohne weiteres in der gewöhnlichen Schularbeit auswirken, entdeckt worden sind, was kann innerhalb unserer gegenwärtigen Schulmaschinerie für die Erfassung und entsprechende Behandlung dieser

Fähigkeiten getan werden? Die Besprechung dieser Frage würde, wie gesagt, hier viel zu weit führen. Es soll für heute nur auf ein wirksames und auf die Länge sicher unumgänglich notwendig werdendes Mittel hingewiesen werden. Dieses Mittel heisst: die Klassenführung — der Klassenlehrer. Und es kann nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden, dass die Fachspezialisierung zwar eine absolute Notwendigkeit, dass sie aber auch ein absolutes Uebel ist. Und dieses notwendige Uebel ist es auch, das neben andern Ursachen immer und immer wieder ein Hauptquell der Fehlbeurteilung des jungen Menschen sein wird. Und es mag sonst getan werden, was immer man will, für richtige pädagogische Erfassung des einzelnen Schülers — ohne Gegenmittel gegen

die Spezialisierung wird jede Bemühung nicht zur Hälfte Erfolg haben. Dieses Gegenmittel, der Klassenlehrer, ist aber in jeder Schule, auch in jeder oberen Schule, möglich. Denn Klassenlehrer ist nicht ein Lehrer, der alle Stunden in einer Klasse erteilt, sondern einer, der in einer ihm besonders anvertrauten Klasse die Schüler nicht nur unterrichtlich, sondern auch — und besonders — menschlich betreut und der die Verbindung der spezialisiert zerrissenen «Fächer» und die Gesamtpflege des durch die Spezialisierung zerrissenen jungen Geistes erwirkt. Wenn diese eigentlich selbstverständliche Erziehungsforderung überall erfüllt würde, würden die Fälle von schroffstem Gegensatz zwischen Schulerfolg und Lebenserfolg zur Seltenheit werden.

Dr. H. M.

Volksschule

Klima und Bauer

«Im Juli muss vor Hitze braten, was im Herbst
soll geraten.»

«Bartholomä voll Sonnenglut, macht Wein und
Reben stark und gut.»

Welch grosser Sinn liegt oft in diesen alten Sprüchen verborgen. Jeder Schüler kann ihre Bedeutung ermessen und erklären.

Wie oft erzählen wir dem Schüler in der Geographie von Klima und Produkten. Der Schüler hat aber den tiefern Sinn und die Zusammenhänge dieser Ausdrücke überhaupt noch nicht erfasst. Er stellt sich ein ungewisses Etwas vor, das mit dem Wetter zusammenhängt.

Die nachfolgende Arbeit versucht, dem Schüler an Hand eines Arbeitsunterrichtes den Begriff des Klimas vertraut zu machen.

Da das Rheintal im Zusammenhang zwischen Klima und Produkten sehr interessant und aufschlussreich ist, habe ich dieses Gebiet für unsere Betrachtungen gewählt. Der Schüler soll selbst erarbeiten, was für das Klima von Bedeutung ist: Die drei klimabedingenden Faktoren:

Temperatur
Niederschläge
Winde

können mit einigen einfachen Versuchen erklärt werden. Wenn dann der Schüler noch etwas die Art und Beschaffenheit des Bodens kennt, kann er sich leicht vorstellen, was in diesen Gebieten *wachsen und gedeihen wird*.

Er schliesst auf die Beschäftigung der Bevölkerung und den Absatz ihrer Waren an Märkten und im Handel.

1. Temperatur

Als *Hausaufgabe* messen die Schüler während einer Woche jeden Tag dreimal die Temperatur. (Jeden Tag die gleichen Zeiten wählen.)

In der Schule messen wir an den offiziellen Messzeiten (meteorologische Stationen) an den folgenden Orten die Temperaturen:

Vor dem Schulhaus.
Hinter dem Schulhaus.